

Zeitschrift: Thurgauer Jahrbuch
Band: 35 (1960)

Artikel: Als das Jahrhundert noch jung war...
Autor: Wartenweiler, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-699596>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 26.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ALS DAS JAHRHUNDERT NOCH JUNG WAR...

Im Frühling 1904 stellte sich ein Oberthurgauer Landbub zur Aufnahmeprüfung für das Frauenfelder Gymnasium – ein unbeschriebenes Blatt, zwar nicht ganz so schüchtern wie sein Bankgefährte – ein älterer Bruder hatte ihm allerlei Geheimnisse enthüllt und den Weg etwas geebnet – aber doch unsicher und bang, mit hoher, wohl übertrieben hoher Achtung vor dem Frauenfeld, das er bisher bloß aus der Ferne scheu bestaunt hatte, bereit viel zu lernen, erzogen zum Respekt vor allen Respektpersonen, besonders Lehrern und Beamten – ein großes Ja im Herzen.

Im Frühling 1909 wechselte er hinunter ins «Mätteli», auf den Exerzierplatz zwischen Zeughaus und Kaserne, an dem er zwei Jahre lang jeden Tag vorbeigegangen war auf dem Wege von der «Freierei» zur «obern Promenade». Kurz vor dem Eintritt in die Feldartillerie-Rekrutenschule hatte ihm der Rektor das Zeugnis der Reife übergeben – nicht ohne Stirnrunzeln: «Im Grunde sollten Sie noch die zwei Stunden Arrest absitzen, die ich Ihnen gestern aufgebremst habe. Was ist das für eine ‚Reife‘, wenn einer frühmorgens leichtsinnig singend und lärmend durch die Vorstadt bis vor die Schule zieht zur Prüfung, die für das Leben entscheidend ist! – Weil Sie nun trotz allem bestanden haben, sei Ihnen die Strafe geschenkt; aber...»

Was war denn geschehen in diesen fünf Jahren? Warum ist der scheue Landbub so frech geworden? Hat der bald Zwanzigjährige allen Respekt verloren? Wo ist das große «Ja» geblieben? – Nun, das Singen war nicht so böse gemeint, es war mehr jugendlicher Übermut, übrigens gemischt mit leisem Bangen! Eine gewisse Geringschätzung sprach doch daraus, mindestens die etwas unverschämte Andeutung: «So leicht lasse ich mir nicht mehr imponieren von Euerm faulen Zauber.» Das «Ja» hatte sich gewandelt in ein Fragezeichen, mit einer Neigung zum «Nein». Der gläubige, fast leichtgläubige Bub hatte sich zum äußerst kritischen, vieles scharf

ablehnenden, wohl etwas absprecherischen Jüngling gemausert. – Er war in Opposition geraten zu dem, was seiner Zeit zuvorderst lag.

Was war das für eine Zeit? – Die ersten Jahre unseres selbstbewußten Jahrhunderts mit der zur Schau getragenen Überzeugung, wie wir's so herrlich weit gebracht, und wie wir bis zu dessen Ende der Menschheit Glück verwirklicht haben würden.

Den ersten Grund zu diesem «Nein» gegenüber seiner Zeit hatten Großvater und Eltern gelegt: der betagte, weltoffene ehemalige Pfarrer mit seiner Abweisung vieler Erscheinungen, die heute freilich schon zur «guten alten Zeit» gehören, damals aber sehr «modern» waren; – der Kleinfabrikant mit seinem grundsätzlichen «Ja» zu den Abstimmungsvorlagen und seiner unerbittlichen Haltung, die besonders im Punkte der Wahrhaftigkeit nicht mit sich markten ließ, auch nicht im Geschäftsleben; – die Mutter mit ihrem Zeigefinger: «Mach o, wa de Bruuch ischt!» und ihrem gütig-festen: «Nei, Fritz!» – Alle drei hatten allerdings den Buben gelehrt:

Kopf, schick dich in die Welt hinein!
Denn dein Kopf ist viel zu klein,
Als daß die Welt ging da hinein.

Mit größerem Nachdruck hatten sie ihm jedoch das andere eingeschärft:

Stand still und froog dis Gwüsse zeersch!
S'cha tüütsch, Gott Lob – und folg sim Root!

Diese Mahnung wohl mehr denn alles übrige, hatte den Buben in die Opposition zu dem getrieben, was man den «Ungeist der Zeit» nennen möchte.

Nicht daß die Schule schlecht gewesen wäre! Unter den Lehrern

war keine Null, und keiner, der Ärger gab – ausgenommen am Bertelistag und am Morgen darauf; das war nicht so schlimm; denn selbst der tugendhafteste Frauenfelder rechnet seinen Mitmenschen Rausch und Katzenjammer an diesen Tagen nicht an! – Gelernt haben die Schüler im allgemeinen alles, was das Maturitätsreglement verlangte. Einige Professoren erteilten sogar einen hervorragenden Unterricht, darunter jener, bei dem der besagte Landbub die meisten Stunden besuchte. Der einzige, bei dem die Schüler schlimmen Schabernack trieben, ersetzte durch Gemütswerte, künstlerische Begabung, weites Verständnis für die Knabenseele und köstlichen Humor alles Fehlende. Auch die Schulordnung war nicht kleinlich. Zwar erhielt auch der älteste Schüler seine Strafe, wenn ihn ein «Profax» rauchend antraf oder beim «Spannen» erwischte, sogar beim harmlosen Gespräch mit einem Mädchen. Aber den Arrest verschärften die wenigsten Lehrer mit ekligen Strafaufgaben. Der Gemaßregelte erhielt im Gegenteil willkommene Gelegenheit, hinter Schloß und Riegel ungestört die eineweg nötigen Arbeiten auszuführen. Von den «Schatten über der Schule», die etwas später Willi Schohaus anprangerte, war nicht übermäßig viel zu spüren. Als Erziehungsdirektor und Präsident der Aufsichtskommission waltete sogar ein naher Verwandter seines Amtes, Mutters Bruder, ein ausnehmend pflichtgetreuer, gewissenhafter, schaffiger, von sich selbst am meisten verlangender Jurist. Als Vater erzog er eine auffallend große Bubenschar und ein Mädchen zu velleistenden, freudigen Menschen.

So war denn alles in bester Ordnung! – Wer hat denn dem Buben den Floh der Opposition hinters Ohr gesetzt? Handelte es sich um die gewohnten Stürme des Heranreifens? War es einfach «Widerpruchsgeist»? Ging es um eine tiefe, begründete – notwendige Auflehnung? Und wäre es wohl von selbst gekommen? aus eigenem Erleben und Nachdenken? – Kaum! – Hätte ihn das Lesen

darauf geführt, zum Beispiel das von Nietzsche? (Diesen «Umwerteter aller Werte» machten im Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts die Vertreter der «geheiligten Ordnung» gerne verantwortlich für die meisten Entgleisungen von Jugendlichen.) – Unmöglich, darauf eine stichhaltige Antwort zu geben. Auch unnötig! Denn der Bub vom Land kann seinen Wecker mit Namen nennen: Karl Matter, den Mathematiklehrer! In Verbindung mit diesem «Störenfried» ist vieles zur Entfaltung gekommen, was den Burschen in die Opposition getrieben hat. Es begann mit der Ablehnung des studentischen Treibens mit dem Trink-Comment bei den angesehenen Vereinen und endete bei der Auflehnung gegen den gesamten Ungeist der Zeit. Diese war stolz auf ihre organisatorischen Errungenschaften und vernachlässigte ob der äußern Pracht das innere Wesen.

Bei dem verfeimten Karl Matter lernten etliche – wenige – aus der großen Schar etwas vom Unterschied zwischen den technischen Leistungen der Zivilisation und der Pflege seelischer Werte in der Kultur, zwischen Schein und Wesen, konventioneller Höflichkeit und wahrhafter Herzlichkeit. – Heute will dem Siebziger scheinen, er habe vor fünfzig Jahren den Mund reichlich voll genommen. Mit ausgeprägter Achtung schaut er jetzt empor zu jenen, die andere Wege gegangen sind als er. Die Grundrichtung des Wertens aber ist ihm geblieben.

Die auf die Kantonsschule folgenden Jahre haben dem genannten jungen Kritikus Gelegenheit genug geboten, sich im Kampfe zu bewähren. Die ersten sieben Monate der militärischen Ausbildung zum Rekruten, zum Unteroffizier und zum Offizier hat er mit einer Leichtigkeit überstanden, die ihn überraschte. Wenn seine Kameraden über Müdigkeit oder Überanstrengung klagten oder schimpften – nicht ganz grundlos; die Anforderungen waren bedeutend – *er* mochte lachen! Schwerer wäre es ihm gefallen, so

ganz allein zu stehen mit seinen Überzeugungen, wären sie nicht so stark gewesen.

Selbständig – eigenmächtig? – hat der Oberthurgauer sein Studium aufgebaut: Welchem vernünftigen Schweizer wird es einfallen, gleich im ersten Semester nach Berlin zu fahren? – Die Riesen-Universität war zu groß, als daß der Neuling im Allzuvielen an Vorlesungen den Weg gefunden hätte. Etwas anderes aber war ausschlaggebend, ja unerläßlich: – an der Spree spürte er zuerst den mächtigen Wellenschlag des Jahrhunderts – früh genug: den Ansturm gegen das überlebte selbtherrliche Kaisertum, die Gewalt des Großgrundbesitzes und die Macht des Geldes. Daß in Preußen 1910 ihrer Hunderttausende für das «allgemeine, gleiche, geheime und direkte» Wahlrecht demonstrieren *mußten!* Daß berittene Polizei es über sich brachte und vermochte, die geschlossen marschierenden Massen in der Friedrichstraße festzuhalten, so daß sie ihr Ziel, die Chaussee «Unter den Linden» nicht erreichten! Daß gar ein Professor der Philosophie unter dröhnendem Beifall der meisten Studenten spotten durfte über die Forderung nach staatsbürgerlicher Gleichheit des «Höckerkrämers im Keller nebenan» mit dem Akademiker!

Engsten Nationalismus und schärfsten Autoritarismus verkörperte im Winter 1909/10 am ausgeprägtesten ein – persönlich sehr ansprechender – Ausland-Deutscher aus Siebenbürgen. Als der Deutschschweizer endlich seine Scheu überwunden hatte und gerade zur Frage ansetzte, wann wohl auch das deutsche Volk sich eine demokratisch-republikanische Verfassung geben würde, kam der mehr als hundertprozentige Deutsche aus dem Balkan ihm zuvor mit der Erkundigung: «Wann werden die Schweizer endlich begreifen, daß einzig die absolute Monarchie den Staat retten kann?»!

zeige für die Zukunft. An ihren akademischen Arbeiter-Bildungskursen strebten einige – nicht allzu viele – Studenten darnach, die Kluft zwischen «Wissen und Leben» zu überbrücken. Draus konnten so wertvolle Freundschaften erwachsen wie die eines «gottlosen» Portefeuillemachers mit einem eifrigen Theologiestudenten (meinem Bruder).

Dem ganzen «deutschen Wesen» gegenüber: – Welch andere Welt bot Kopenhagen! Anstatt nun endlich, wie es sich schickte, an der heimischen Universität Zürich ein ernsthaftes Brotstudium zu beginnen, machte der aus der Reihe tanzende übermütige Student nämlich noch den Sprung über die Ostsee. Daß er in Skandinavien die geistigen Strömungen antreffen sollte, die ihm die Arbeit seines Lebens zuwiesen, konnte er vorher nicht wissen, nicht ahnen. Nicht in den glänzenden Auditorien der Universität zeigten sie sich ihm, sondern in den bescheidenen Räumen der «folkehöjskole».¹ Einmal schilderte der Thurgauer dänischen Historikern in einem Studentenverein den Helden seiner Kindheit, Thomas Bornhauser. Wenn er dabei als dessen Grundüberzeugung anführte: «*Volksbildung ist Volksbefreiung*» mußte er merken: Seine Gastgeber hatten auf diesem Gebiete nicht nur begeisternde Losungen zu nennen; sie hatten auch überzeugende Taten aufzuweisen. Die Entwicklung zur Demokratie führt nur dann zum guten Ziel, wenn der Bürger in allen seinen Stellungen für seine staatsbürgerliche Arbeit eine bessere Vorbereitung bekommt als Könige und Adelige, Offiziere und Beamte, Industrie- und Geldbarone sowie Gewerkschafts- und Genossenschaftsführer je erhielten.

Das Bedeutsamste an den nordischen «folkehöjskoler» liegt in einer überraschenden Erkenntnis: die vorzüglichste Vorbereitung für

¹ Die buchstäbliche Übersetzung «Volkshochschule» führt in die Irre. Es handelt sich nicht um Abendkurse wie bei uns, sondern um fünf Monate Heimleben für 18–30jährige.

das Entscheiden über die allgemeinen Angelegenheiten liegt nicht im staatsbürgerlichen Wissen, sondern in der menschlichen Haltung. Daß einer mit Verfassung und Gesetzen vertraut, mit dem Gang der Verhandlungen in Kommissionen und Räten bekannt, in die Finessen des politischen Lebens eingeweiht ist, das ist ganz recht, tut aber wenig zur Sache. Wesentlich ist das Vorwärtsschreiten vom *privatwirtschaftlichen* Streben ins *Volkswirtschaftliche*, schließlich ins *Weltwirtschaftliche*, die Unterordnung der materiellen Kräfte unter die Leitung des Geistes, die Verankerung des Geistigen im Seelischen, des Vorübergehenden im Dauernden, des Vergänglichen im Unvergänglichen.

Natürlich war die – beglückende – Praxis der «folkehøjskoler» mit ihrer Verbindung von Unterricht und freundschaftlichem Zusammenleben weit entfernt von ihrem Ziel – sie ist es noch heute. Doch war sie auf dem rechten Weg, auf dem Weg, den auch der Schweizer gehen wollte. Mit diesem Erlebnis mündet er aus dem «Nein» wieder ein ins «Ja». Hat er zu Beginn seines Eintrittes in die Opposition das Ringen um die äußern Werte in Bausch und Bogen verurteilt, sieht er jetzt: «Nicht die Schaffung materieller Werte an sich ist verkehrt. Falsch ist nur das Gewicht, das die Zeitgenossen diesem Streben beilegen. Verhängnisvoll ist nur die leidenschaftliche, rücksichtslose Jagd nach Geld, Gut und Macht. Das Äußere erfüllt seinen Zweck, sobald es im Dienste des Innern steht.»

Der Hochsommer 1914 aber macht deutlich: Menschen, Völker und Klassen setzen das Äußere über das Innere; sie setzen es über alles. Sie verrennen sich; sie verbeißen sich in ihre materiellen Gegensätze, bis sie keinen Ausweg mehr sehen. Dann fallen sie zurück in Barbarei, Rechtlosigkeit, Gewalttätigkeit. Dann benützen sie sogar das Geistige (Wissenschaft, Kunst und Religion), um sich gegenseitig zu zerfleischen – nicht nur Staaten im Kampf mit

Staaten, sondern auch Bevölkerungsteile im Widerstreit mit andern.

Der eidgenössische Grenzdienst wirkt verbindend. Der alleinstehende Oppositionelle gibt sich alle Mühe, nur *das* aufkommen zu lassen, was ihn zum Kameraden hin führt. In jeder Ablösung überwindet er seinen unschweizerischen Mangel an Interesse für das Jassen, nur um kein Spielverderber zu sein – bis ihm ein Kamerad einmal empört zuruft: «Du tumme Cheib, du lehrsch es diner Lebzig niä!» Tiefer greift der Gegensatz, der im Dezember 1914 zum Ausdruck kommt, im Blick auf die Spitteler-Rede: «Unser Schweizer Standpunkt.» Endlich einer, der uns zeigt: «Die Deutschen sind unsere Vettern, die Welschen aber unsere Brüder.» Der Schlechtjasser ist weit und breit der einzige, der dem Seher von Luzern zustimmt. Als einziger nimmt er auch an der Delegiertenversammlung der Neuen Helvetischen Gesellschaft teil, an der unser Deutschschweizer Reformierte Max Huber¹ und der welsche Katholik Ernst Perrier «den Schweizer Staatsgedanken» kennzeichnen.

November 1918, der Bürgerkrieg! Es ist die gegebene Folge alles dessen, was vorausgegangen. Daß Europäer mehr als vier Jahre lang im hartnäckigsten Ringen gegen Europäer stehen, ist furchtbar, doch einigermaßen begreiflich. – Daß aber Schweizer auch nur tagelang im bittersten Haß gegen Schweizer Hand und Gewehr erheben, das ist traurig, empörend – zum Verzweifeln! Es ist nur möglich, weil wir unsere Aufgabe als Menschen und Bürger nicht sehen – oder nicht anpacken.

Angesichts des Kampfes zwischen Leben und Tod im Militärspital Frauenfeld, im Gedenken an die Millionen von Opfern draußen und an die Tausende von Opfern drinnen reift darum im Dezember 1918 der Entschluß: «Mit allen Kräften; mit allen Mitteln, auf allen

¹ Max Huber, Spannungen und Wandlungen im Werden und Wirken. Rotapfel Verlag, Zürich. – Ein Schweizer im Dienste der Menschheit. SJW.

Wegen dafür arbeiten, daß solche Katastrophen sich nicht wiederholen! Dafür wirken, daß wir Menschen Menschen werden – das bedeutet unter anderem: daß wir miteinander und füreinander leben! Das wird gelingen. Nur dürfen wir uns nie einbilden, es komme von selbst. Es verlangt die ganze Bildung und den ganzen Einsatz aller unserer besten Kräfte. Dafür müssen wir Familie, Schule, Kirche und alle Organisationen in Bewegung setzen. Dafür müssen wir das Unsere tun. Dafür will ich das Meine tun auf dem besondern Gebiet, das sich mir erschlossen, bei der Bildung Erwachsener!

Dabei müssen wir nicht nur auf Widerstände und Bremsen gefaßt sein. Wir müssen mit den schärfsten Rückschlägen rechnen. Doch kein Widerstand soll uns lange aufhalten, keine Bremse hindern, kein Rückschlag entmutigen. Im Kampf gegen den Ungeist unserer Zeit wissen wir uns im Einklang mit einigen der Besten in ihr, mit Romain Rolland zum Beispiel, der die Losung ausgibt: «Das Leben kennen und dennoch es lieben!», und auch mit dem Schweizer Josef Viktor Widmann, der uns stärkt mit seiner Überzeugung:

Über jedem Neste
Baut der Himmel Paläste,
Wolkenburgen in Sonnenglut.
Es ist kein Fleck so arm auf Erden,
Auf ihm ein Mann, ein Held zu werden. –
Du junge Seele, fasse Mut!